Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 228
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
No. 127 Ost Siebente Straße.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2024
Redaktion.....Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Avenue.
Telephon South 3254
Newport, Ky., 339 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard E. Storb
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 654 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Samstag, den 25. Juli 1914.

Die Auflehnung gegen Roosevelt in seiner Partei tritt beständig stärker hervor. Ex-Senator Beveridge sprach sich mit aller Entschiedenheit gegen Roosevelts Endoffirung des republikanischen Gouverneurs-Kandidaten von New-York aus. Er verlangt eine reinliche Scheidung. Die Progressiven sollen keine Allianz mit irgend einer Partei eingehen und diese Stimmung macht sich bei allen progressiven Führern wahrnehmbar. Fast hat es den Anschein, als wollten die Progressiven sich von Roosevelt lossagen.

Eine Kommission von Chicagoer Aldermen befindet sich in London, um munizipale Studien zu machen. London ist nicht die bestverwaltete Stadt in Europa. Berlin ist ihm weit überlegen. Trotzdem fahen die Aldermen eine Einrichtung, welche ihnen imponirte und die für alle amerikanischen Städte empfehlenswerth ist. Sie besteht in Gallerien, die sich unter allen wichtigen Straßen hinziehen und das ewige Aufreißen des Straßenpflasters zum Legen von Röhren und Röhren verhüten. Auch die amerikanischen Großstädte sollten diesen Gemeinschaden endlich beseitigen.

Die Bankiers sprechen allgemeines Bedauern über die Zurückziehung der Nomination des Herrn Jones aus. Das Urtheil solcher Männer in Finanzangelegenheiten ist sicherlich von größerem Werthe, als das Urtheil der Populisten, welche die Nomination bekämpft und zu Falle gebracht haben. Einer Angabe zufolge soll der Präsident Jones aufgegeben haben, um die Trust-Bills zu retten. Nach unserer Ansicht hätte das Land eher die Verzögerung der Trust-Bills ertragen können, als den Verlust eines Mannes, der eine ganz besondere Befähigung besitzt, die Bankgeschäfte der Ver. Staaten zu leiten.

Die Berichte aus Mexiko lauten so günstig, wie man es nur wünschen kann. Die Häupter der verschiedenen politischen Gruppen sind in Konferenz und räumen eine Schwierigkeit nach der anderen aus dem Wege. Carranza hat Amnestie und Sicherheit des Eigenthums versprochen. Ausgenommen sind nur die Mörder Maderos. Da aber diese das Land verlassen haben, hat das wenig auf sich. Zapata hat versprochen, sich den Entschließungen Carranzas zu unterwerfen und Villa hat unserer Regierung die Botschaft zugeschickt, daß er nichts thun werde, was der Herstellung des Friedens in Mexiko sich als hinderlich erweisen könnte. Damit deutet alles darauf hin, daß die Behandlung der mexikanischen Angelegenheit sich als ein großer diplomatischer Triumph des Präsidenten erweisen wird.

Aussagen, die Hand und Fuß haben und von Werth sind, haben zwei Zeugen vor der Bundes-Kommission zur Besserung der Beziehungen zwischen Arbeit und Kapital gemacht. Es sind das George M. Reynolds, Präsident der Continental and Commercial Bank und John G. Shedd, Präsident der Marshall Field Co., beide aus Chicago. Herr Reynolds gab der Ansicht Ausdruck, daß die pessimistischen Ansichten über die sozialen und geschäftlichen Verhältnisse in diesem Lande gröblich übertrieben seien. Herr Reynolds legt auch ein gutes Wort für die Unionen ein. Diese meinten es ehrlich, was sie schädigt, sei Mißbrauch von Seiten einzelner Individuen. Die Unionen müßten strenger darauf sehen, daß ihre Vertreter ehrlich handeln. Herr Shedd sagte, die Unruhe, die man in diesem Lande wahrnehme, bestehe in der ganzen Welt und entspringe denselben Ursachen. Die Arbeiter wollen ihre Lage verbessern. In diesen Verhältnissen müsse man sich mit der Zeit zurecht finden und es werde auch alles wieder in Ordnung kommen. Den meisten Lärm machen die Politiker, die absichtlich die Lage schlimmer darstellen, als sie ist. Die Partei, die sich in der Opposition befindet, stimme immer ein Kalamitätsgeheul an.

Besonders zutreffend in diesen Ansichten ist, daß man die allgemeine Weltlage außer Acht lasse. Die Geschäftsverhältnisse sind überall unbefriedigend, demnach kann man nicht erwarten, daß sie in den Ver. Staaten allein günstig sein sollen. Man braucht blos an die beständige Kriegsgefahr in Europa zu denken. Es ist selbstverständlich, daß diese Befürchtungen lähmend auf Handel und Industrie wirken und wenn in Europa die Geschäfte stocken, muß das naturgemäß auf die Ver. Staaten zurückwirken.

Trauer herrscht in den Hallen von Senat und Haus. Das Porkbarrel ist zerschlagen worden. Die Verwilligung von 56 Millionen Dollars für Fluß- und Hafen-Korrekturen, mit eventuellen weiteren indirekten Verwilligungen im Betrage von 40 Millionen Dollars wird nicht stattfinden, da sie auf den unüberwindlichen Widerstand einer kleinen Anzahl von Senatoren gestoßen ist, welche diese Vergeudung nicht zugeben wollten. Die Hauptgegner waren die Senatoren Burton, Kenyon und Borah. Daß sie Republikaner sind, ändert nichts an ihrem Verdienst. Die Opposition ist immer zu loben, wenn sie das Rechte thut. Die enttäuschten demokratischen Senatoren ließen ihren Groll gegen die Reformpresse aus, die sie der Heuchelei beschuldigten. Reformer als Scheinheilige zu bezeichnen, ist ein alter Brauch, der die für das Wohl des Volkes einstehende Presse nicht im Mindesten alterirt. Die Fluß- und Hafen-Bill, wie sie abgefaßt war, hatte lediglich den Zweck, Geld für die Kongreß-Kampagne zu liefern. Daher der Zorn, daß sie nicht durchdringen kann. Der Präsident ist höchlichst von dieser Erledigung befriedigt. Es wäre für ihn eine qualvolle Verlegenheit gewesen, hätte man ihm die Bill zur Unterschrift vorgelegt. Er mißbilligte sie ebenso entschieden, wie Diejenigen, welche sie bekämpften. Aber er hätte die Bill nicht vetiren können, ohne es mit den meisten Demokraten im Kongreß, die ohnehin schlecht auf ihn zu sprechen sind, völlig zu verderben. Alle Präsidenten befanden sich in dieser Hinsicht in ähnlicher Lage und es ist zu verwundern, daß noch keiner von ihnen an ein Mittel gedacht hat, der Unehrlichkeit, welche diesem Etat anhaftet, ein Ende zu machen.

Kommt's zum Kriege?

Zeitungs-Propheten, unsere Wenigkeit eingeschlossen, haben mit ihrer Kunst beim Balkankriege solches Fiasko gemacht, daß sie es nicht mehr wagen können, eine bestimmte Prophezeiung zu machen. Zur damaligen Zeit bestand förmlich ein Zwang, die Ansicht auszusprechen, daß die Balkanländer es nicht unternehmen würden, Krieg mit der Türken anzufangen. Nachdem die Dreibundsmächte dreißig Jahre lang durch ihr Machtwort solchen Krieg verhindert hatten, mußte die Annahme, daß sie den erwähnten Krieg verbieten würden, als höchst begründet, sogar selbstverständlich erscheinen. Trotzdem hat er stattgefunden. Noch heute ist es ein unaufgeklärtes Räthsel, warum die Dreibundsmächte nicht eingeschritten sind und man kann die Ansicht wagen, daß sie heute Bedauern darüber empfinden, daß sie die Türkei nicht geschützt haben.

Die zwei Fragen, die vorliegen, sind: Wird Serbien nachgeben und wenn in Folge seiner Weigerung ein Krieg mit Oesterreich entsteht, wird Rußland Serbien zu Hilfe kommen? Geschieht Letzteres, so ergibt sich daraus als Weiteres ein Weltkrieg zwischen dem Dreibund auf der einen und dem Dreiverband auf der anderen Seite.

Diejenigen, die einen Krieg befürchten, stützen sich darauf, daß es Serbien hat zu einem Ultimatum kommen lassen. Das thut in der Regel keine Nation, die es nicht auf das Aeußerste ankommen lassen will, denn es ist sehr demüthigend, sich dem Befehl einer anderen Nation, wie das im Wesen eines Ultimatums liegt, fügen zu müssen. Allein es ist daran zu erinnern, daß Serbien sich schon früher in solcher Lage befunden und schließlich doch nachgegeben hat. Als Oesterreich die türkischen Provinzen Bosnien und die Herzegowina annektirte, rüstete Serbien zum Kriege und rüstete wieder ab, als Oesterreich sich dadurch nicht beirren ließ. Die Serben, wie alle slavischen Nationen mit Einschluß Rußlands haben eben andere Ehrbegriffe, wie zivilisirte Nationen. Richtiger würde man sagen, sie haben überhaupt keine Ehre. Sie drohen und rüsten in der Erwartung, ihre Gegner einschüchtern zu können und wenn ihnen das nicht gelingt, dann rüsten sie wieder ab. In derselben Weise hat ja auch Rußland gehandelt, als es mobil machte, um die adriatische Küste für Serbien zu sichern. Es rüstete ebenfalls ab, als die Mächte sich gegen diese Forderung entschieden. Demnach liegt in dem Ultimatum keine unvermeidliche Kriegsgefahr, zumal die Forderungen, die Oesterreich stellt, keine Lebens-Interessen Serbiens berühren, sondern es sich in der letzten Instanz nur um eine Formsache handelt. Serbien soll die großslavische Agitation unterdrücken und die Mitschuldigen an dem Sarajewoer Doppelmord bestrafen. Für solche Forderungen liefert die Verschleppung einen bequemen Ausweg. Der Gang der Ereignisse läßt sich nach früheren Vorgängen ungefähr voraussagen. Die serbische Regierung wird bestreiten, daß sie amtlich an allen diesen Vorgängen betheiligt war, worauf eine neue Note erfolgt, welche die Beweise unterbreitet. Dann wird irgend eine Vermittlung vorgeschlagen und wenn das fruchtlos ausfällt, wird um die Bedingungen, welche das Ultimatum stellt, gefeilscht. Auf solche Weise sind schon Dutzende solcher Streitfälle beigelegt worden.

Diese Darlegung kann sich nur dann als unrichtig erweisen, wenn Serbien die feste Zusage Rußlands erhalten hat, daß es auf des Letzteren Unterstützung rechnen kann und das Ultimatum schroff ablehnend beantworten sollte. Das ist aber gerade der Vorgang, den wir am allerwenigsten befürchten. Rußland steht dem Dreibund gegenüber immer in Fechter-Positur, schlägt aber niemals zu, weil es sich seiner militärischen Schwäche vollauf bewußt ist, was auch der übrigen Welt kein Geheimniß ist. Die großen Heere Rußlands stehen zumeist auf dem Papier. Die militärische Organisation ist so schlecht, wie sie immer war, weil unter einer absoluten Monarchie, wie sie jetzt noch trotz der Verfassung besteht, keine militärische Tüchtigkeit gedeihen kann. Was Rußland aufzuweisen hat, sind eine Anzahl sehr gut einexerzirter Regimenter, aber der Rest ist militärisches Gesindel. Potemkinsche Dörfer sind noch immer die in Rußland üblichen Methoden. Als Katharina II. sich von der Lage des Bauernvolkes überzeugen wollte, ließ ihr Günstling Potemkin, der die Regierung befehligte, auf der ganzen Reiseroute die Bauern in ihren Festtagsgewändern antreten und erweckte solcher Maßen bei der Kaiserin den Glauben, daß das Landvolk sich des größten Wohlstandes erfreue. Nach diesem Muster arbeitet die Regierung noch heute, auch in militärischen Dingen. Das Mittel, mit welchem Rußland bisher gewirkt und dem es seine Erfolge zu verdanken hat, ist die Friedensliebe der civilisirten Nationen. Speziell für Deutschland wäre ein Krieg so schädigend, daß es Vieles hinnimmt, um einen solchen zu vermeiden, wie schon Moltke gesagt hat, daß der glorreichste Krieg sich als ein Unglück für Deutschland erweisen würde, da es keinen Ersatz mehr für seine großen Opfer erlangen könnte. Aber ein Mittel, das zu häufig in Anwendung gebracht wird, nutzt sich ab. Zudem sind seit dem Balkankriege Verhältnisse eingetreten, welche Deutschland vor die Nothwendigkeit stellen, keine weitere Ausdehnung des Slaventhums zu gestatten und daher fest zu Oesterreich zu halten. Wir halten es daher für selbstverständlich, daß von Berlin aus der Wink nach St. Petersburg ergehen wird, daß mit dem Augenblick, da Rußland sich gegen Oesterreich stellt, die deutschen Waffen eingreifen werden. Solche Winke haben bisher gewirkt und werden auch jetzt nicht versagen, denn sowohl Rußland, wie Frankreich wissen, daß sie es auf einen Kampf mit dem Dreibund nicht ankommen lassen können und wenn Serbien verständigt wird, daß es auf russische Hilfe nicht rechnen könne, wird es zusammenklappen. Zum Aeußersten wird es nicht kommen, zumal noch ein wichtiger Faktor zu Gunsten des Friedens spricht und das ist England. Die Kriegspläne des Dreiverbands weisen der englischen Flotte eine große Rolle zu. Wir selbst halten die Erwartungen, die an Englands militärisches Eingreifen geknüpft werden, für phantastisch, aber das ist Nebensache. Der wichtige Punkt ist, daß Rußland unter keinen Umständen eingreifen wird, wenn es auf Englands Unterstützung nicht rechnen kann und diese ist ausgeschlossen, da in der britischen Regierung eine offenkundige Sinnesänderung eingetreten ist, welche eine Erkältung gegen Rußland und eine wärmere Empfindung für Deutschland hervorgerufen hat.

Angesichts der angeführten Thatsachen wagen wir es nochmals mit einer Prophezeiung, die dahin geht, daß es nicht zu einem Kriege kommen wird.

Amerikaner in ausländischen Diensten.

Washington, D. C., 22. Juli.

Während sich mehr als ein Amerikaner im diplomatischen Dienst der Ver. Staaten in der letzten Zeit in den Augen der ganzen zivilisirten Welt lächerlich gemacht hat (zum Beispiel der nun abgetakelte George Fred. Williams), kann nicht bestritten werden, daß sich Amerikaner in ausländischen Diensten als sehr fähige und nützliche Männer bewiesen haben. Der erst vor wenigen Tagen in Tokio verstorbene Henry Willard Denison war einer von diesen Amerikanern und sein Tod wird hier von allen Diplomaten sehr bedauert, welche die Gelegenheit hatten, ihn am Hofe des Mikados von Japan kennen zu lernen. Herr Denison war viele Jahre der internationale Rathgeber der japanischen Regierung und man befürchtet hier, daß sein Ableben einen sehr schädlichen Einfluß auf die Beziehungen zwischen Japan und den Ver. Staaten in der nächsten Zukunft haben wird.

Wohl der bedeutendste von den jetzt noch lebenden amerikanischen Diplomaten und Juristen, welche sich in ausländischen Diensten ausgezeichnet haben, ist Herr William Woodville Rockhill, zur Zeit der juristische Beirath des Präsidenten der chinesischen Republik. Herr Rockhill stand viele Jahre im diplomatischen Dienste der Ver. Staaten und genoß das Vertrauen der Präsidenten Arthur, Cleveland, McKinley, Roosevelt und Taft. Er wäre wohl noch heute im Dienste seines Vaterlandes, wenn Staatssekretär William Jennings Bryan seine Verdienste so zu würdigen verstanden hätte, wie die Staatssekretäre Frelinghuysen, Gresham, Olney, Root und Knox. Da Herr Rockhill China nach allen Richtungen hin durchstreift hat und das Reich der Mitte von A bis Z kennt, als Reisender und Forscher in allen Ländern des fernen Orients einen Weltruf genießt, so wäre er wohl die passendste Person gewesen, die Ver. Staaten jetzt in Peking zu vertreten. Aber Sekretär Bryan und sein erlauchter Vorgesetzter, Präsident Wilson, sahen in Herrn Rockhill nur einen Republikaner und weigerten sich, ihm eine wichtige diplomatische Stellung anzuvertrauen. Es ist jedoch sehr schwer zu sagen, was die persönlichen politischen Ansichten des Herrn Rockhill sind, weil derselbe viel länger im Auslande, als in seinem Vaterlande gewesen ist. Jedenfalls hat Präsident Yuan Shi-Kai von China die Verdienste Rockhills besser zu würdigen verstanden als die gegenwärtige Regierung der Ver. Staaten. Was Rockhills wirkliche Stellung in China ist, läßt sich schwer definiren. Er ist weder Minister noch Diplomat, weder Richter noch Anwalt. Er erhält aber ein Jahresgehalt von $12,000 und in der Berathung der wichtigsten Fragen scheint Yuan Shi-Kai mehr dem Rathe Rockhills zu folgen, als den Rathschlägen seiner eingeborenen Minister.

Es wird hier übrigens angedeutet, daß Herr Rockhill in sehr kurzer Zeit aus China nach diesem Lande zurückkehren und dann der hiesigen chinesischen Gesandtschaft als Legationsrath zugetheilt werden wird. Sollte sich dieses Gerücht bewähren, so wird Herr Rockhill dieselbe Stellung einnehmen, welche jetzt Herr Hoftus, ein anderer Amerikaner, in der hiesigen siamesischen Gesandtschaft bekleidet.

Der Lebenslauf des Herrn Rockhill ist ein sehr interessanter. Er wurde in Philadelphia geboren und ist der alten und sehr reichen Philadelphiaer Familie Cadwallader sehr nahe verwandt. Nachdem er die Philadelphiaer Hochschule absolvirt hatte, wurde er zur weiteren Ausbildung nach der bekannten französischen Militärschule St. Cyr geschickt. Nach bestandener Prüfung kehrte er nach seiner Heimath zurück und heirathete bald darauf Frl. Edith Perkins aus Lichtfield im Staate Connecticut. Diese Stadt hat er seither als seine amerikanische Heimath betrachtet. Seine diplomatische Laufbahn fing mit seiner Ernennung zum zweiten Legationssekretär in Peking, durch den Präsidenten Chester A. Arthur, an. Als im Jahre 1885 Grover Cleveland Präsident wurde, wurde Rockhill nicht entlassen, sondern zum ersten Legations-Sekretär befördert. Nach nur einem Jahre in dieser Stellung wurde er zum Chargé d'affaires in Korea ernannt. Von nun an stieg er höher und höher auf der diplomatischen Leiter. Er war eine Zeit lang diplomatischer Bureauchef im Staatsdepartement, später 3. Hilfs-Staatssekretär. Dann wurde er zum Gesandten nach Griechenland, Rumänien und Serbien ernannt. Seine Stellung als Direktor des hiesigen Bureaus der amerikanischen Republiken war von kurzer Dauer, und dann erhielt er die Ernennung zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Peking. Seine nächste Stellung war die des amerikanischen Botschafters in St. Petersburg und er war der Botschafter in Konstantinopel, als die gegenwärtige Administration an das Ruder kam. Staatssekretär Bryan übersandte ihm sofort sein Abberufungsschreiben.

Während der Administration des Präsidenten Benjamin Harrison bekleidete Herr Rockhill keine diplomatische Stellung. Aber im Auftrage des hiesigen Smithsonian-Instituts unternahm er zwei Forschungsreisen durch China, die Mongolei und Thibet. Thibet war damals noch ein verschlossenes Land und Herr Rockhill war der erste Kaukasier, welcher das Land durchquerte. Eins der Resultate dieser Reisen war die Bloßstellung der berüchtigten Madame Blavatsky, welche enge Verbindungen mit den thibetanischen Lamas beanspruchte und darauf eine schwindelhafte theosophische Schule gründete.

Nach der Unterdrückung des „Boxer"-Aufstandes in China wurde Herr Rockhill vom Präsidenten McKinley zum diplomatischen Kommissär in China ernannt und später vom Präsidenten Roosevelt zum außerordentlichen Gesandten. In dieser Stellung unterzeichnete er, im Namen der Ver. Staaten, das internationale Protokoll, welches die „Boxer"-Unruhen beendete und China zur Zahlung sehr bedeutender Indemnitäten an die verbündeten Nationen zwang.

Es ist von großem Interesse zu beobachten, was für einen großen Einfluß fähige und geniale Amerikaner, wie Herr Rockhill, auf die Entwicklung und Modernisirung der Länder des Orients gehabt haben. Nicht nur China, sondern auch Japan, Korea, Siam und selbst ein England tributpflichtiger Staat Indiens, haben die Dienste von Amerikanern beansprucht und erhalten. Schon vor 50 Jahren, beim Ausbruch der großen Taiping-Rebellion, suchte der damalige chinesische Kaiser Hilfe von einem Amerikaner, Namens Frederick Townsend Ward. Dieser Ward hatte in französischen Diensten den Krimkrieg mitgemacht und hatte als Schiffsmakler einflußreiche Verbindungen in China. Man bot ihm die Stelle eines Generalissimos der Armee des Kaisers von China an. Ward, in welchem neben vielem Abenteuerthum auch Geschäftssinn steckte, nahm die Stelle an, aber mit der Bedingung, daß ihm für jede Stadt, welche er den Rebellen abnahm, $30,000 bezahlt würde. Nach zweijährigen blutigen Kämpfen überreichte Ward dem Kaiser eine Rechnung von $100,000. Zahlung wurde verweigert auf Grund, daß Ward sehr bedeutende Vorschüsse im Laufe des Krieges erhalten habe. Ehe der Streit geschlichtet werden konnte, wurde Ward ermordet und die Rechnung blieb unbezahlt. Als nun nach der Unterdrückung des „Boxer"-Aufstandes China den Ver. Staaten eine sehr bedeutende Indemnität zahlen mußte, erneuerten Wards Erben seine Forderung, welche imit den Zinsen auf $400,000 gestiegen war. Das Geld ist denn auch schließlich aus der Indemnität bezahlt worden.

Während unseres Bürgerkrieges wandte sich China an unsere Regierung mit dem Ersuchen, einen jungen, begabten Amerikaner nach China zu schicken, um den Engländer Sir Robert Hart zu unterstützen, welcher damals mit der Reorganisirung des chinesischen Zolldienstes beschäftigt war. Der damalige Staatssekretär Seward wandte sich an den Präsidenten Woolsley von der Universität Yale, und dessen Wahl fiel auf einen Abiturienten des Jahres, namens Francis Eben Woodruff von New York. Dieser Mann trat in den Dienst Chinas, zuerst als Sekretär des Hauptzollamtes in Peking. Er wurde später einer von den vier Generalinspektoren der Zölle und verblieb in dieser Stellung 25 Jahre, aus Gesundheitsrücksichten zurücktretend. Er lebt noch heute in Morristown, New Jersey.

Ein analoger Fall, ist der eines anderen Yankees, Henry Ferdinand Merrill von Vermont, welcher nach der Beendigung seiner Studien auf der Harvard Universität in chinesische Dienste trat und noch heute Oberzolldirektor in Shanghai ist. Herr Merrill hat den Rang eines Mandarins erhalten und ist mit hohen Orden dekorirt worden. Durch den Einfluß des genannten Herrn, sind in den letzten Jahren sehr viele junge Chinesen, Söhne von höheren Beamten, nach den Ver. Staaten gekommen und Studenten amerikanischer Hochschulen und Universitäten geworden. Zur Zeit befinden sich über 500 Chinesen auf diesen Lehranstalten.

Ein anderer Amerikaner, welcher jetzt noch in China ist und es bis zum Mandarin gebracht hat, ist Edward B. Drew, ebenfalls ein Alumnus von Harvard, welcher auch im Zolldienste beschäftigt ist.

Vor ungefähr 25 Jahren begab sich John Calvin Ferguson, ein Doktor der Philosophie der Bostoner Universität, nach China und übernahm das Rektorat der Universität in Nanking. Nach vierzehnjährigem Wirken in dieser Stellung, ging er zum Handelsministerium über, zuerst als Sekretär der Eisenbahnverwaltung. Später wurde er der thatsächliche Leiter der ganzen chinesischen Post und des Verkehrswesen. Seit 15 Jahren ist er der konfidentielle Rathgeber der früheren Vizekönige und jetzigen Prefekten der Provinzen Nanking und Wuchang. Exellenz Ferguson hat viele amerikanische Schulbücher in die chinesische Sprache übersetzt, welche jetzt als Textbücher in den höheren chinesischen Lehranstalten gebraucht werden. Wenn er gelegentlich die Ver. Staaten besucht, so beansprucht er das Städtchen Newton in Massachusetts als Heimath.

Vor ungefähr sechs Jahren kam die chinesische Regierung zur Ueberzeugung, daß es sich lohnen würde Papiergeld zu emittieren. Es war aber nicht leicht einen Mann zu finden, welcher eine Papiergeldfabrik — ein Büro für Gravierung und Druck — einrichten und leiten konnte. Nach vergeblichen Nachfragungen in europäischen Ländern, wandte an sich, auf diplomatischem Wege, an das hiesige Schatzamt. Der richtige Mann wurde bald gefunden, dessen Name mir leider entfallen ist, und er befindet sich jetzt noch in dem Dienste der chinesischen Finanzverwaltung.

Anfangs der 70er Jahre im vorigem Jahrhundert, waren auf der hiesigen Columbian (jetzt George Washington) Universität zwei junge Amerikaner als Studenten der Rechte matrikuliert. Nach bestandenem Examen, wurde der eine von diesen beiden vom Präsidenten Grant als Legationssekretär nach Tokio, Japan, geschickt, während der andere mit dem amerikanischem Konsulat in der ungemein wichtigen Hafenstadt Yokohama betraut wurde. Durham White Stevens war der Name des jungen Mannes, welchen General Grant nach Tokio akkreditierte. Der vor kurzer Zeit verstorbene Mikado war damals allerdings schon auf dem Throne, aber nur nominell, weil er erst 15 Jahre alt war. Japan hatte damals seinen letzten Bürgerkrieg ausgekämpft und die Era des Fortschrittes, der Entwickelung und der Modernisierung, hatte angefangen. Die früher so verachteten und verfehmten Ausländer wurden aufgefordert, das Land mit Rath und That zu unterstützen. In seiner Eigenschaft als amerikanischer Legationssekretär, bewies sich Herr Stevens glänzend und er wurde bald der vertraute Liebling des Mikados. Nachdem Stevens seinem Vaterlande zehn Jahre gedient hatte, trat er in den diplomatischen Dienst Japans und wurde zum Legationsrath in Washington ernannt. Hier leitete er dem Lande seiner Wahl so vorzügliche Dienste, daß er dem auswärtigen Amte in Tokio attachiert wurde. Nur wenige Monate nach Antritt seiner neuen Stellung, wurde Stevens mit einer japanischen Sonder-Gesandtschaft nach Seoul geschickt, weil zwischen Japan und Korea sehr ernste Differenzen entstanden waren. Es war den Bemühungen des Herrn Stevens zu verdanken, daß es damals nicht zu einem Kriege zwischen den beiden Ländern kam. Nach zwei Jahren, überhäuft mit japanischen Ehren, kehrte Stevens auf seinen Posten hier in Washington zurück. Er verblieb hier 17 Jahre, offiziell als einfacher „Legationsrath", thatsächlich aber als der persönliche Vertreter des Kaisers von Japan. Während dieser Jahre besuchte er Japan mehrere male, zum Zweck persönlicher Konferenzen und er stattete auch den Hawai-Inseln mehrere Besuche ab, um die Ansprüche der dort wohnenden Japaner gegen die Ver. Staaten friedlich beizulegen. Der Glanzpunkt seiner langen und ehrenvollen Laufbahn kam aber erst am Ende des Krieges zwischen Rußland und Japan. Stevens war der Urheber des Vertrages, auf dessen Grund Korea von Japan annektiert wurde. Er unterstützte dann den Grafen Ito in der Verwaltung von Korea und befand sich auf der Rückreise nach Washington, als er in San Francisco von einem fanatischen Koreaner ermordet wurde.

Japan zahlte freiwillig den beiden Schwestern des Herrn Stevens, eine Entschädigung von je $100,000, und die Leiche wurde nach Tokio auf Kosten Japans überführt und dort mit den höchsten Ehren bestattet. Unter den vielen trauernden Freunden, welche an der Bahre Stevens standen, befand sich auch der andere damals junge Mann, welcher vor nun mehr als 40 Jahren von General Grant nach Japan geschickt wurde — Henry Willard Dennison — welcher auch vor wenigen Tagen das Zeitliche gesegnet hat. Aus dem ehemaligen amerikanischen Konsul in Yokohama, war der mächtige internationale Rechtsbeistand Japans geworden — der Mann, dessen Kenntnissen Japan bei dem Friedensschlusse mit Rußland so ungemein viel zu verdanken hat.

Im Jahre 1902 kam der gegenwärtige Herrscher von Siam, damals noch Kronprinz, nach den Ver. Staaten mit der Bitte, man möge seinem Vater einen Mann borgen, welcher dem Lande helfen könne. Der damalige amerikanische Staatssekretär John Hay, brachte einen jungen Südländer namens Edward Henry Strobel in Vorschlag, welcher es trotz seiner Jugend, schon zum Professor des internationalen Rechtes an der Harvard Universität gebracht hatte. Strobel nahm die Offerte an, erhielt zwei Jahre Urlaub und begab sich auf die Reise nach Bangkog. Unterwegs hielt er sich in Paris auf und es gelang ihm die Streitigkeiten zwischen Frankreich und Siam, wegen der Grenze von Tonking, friedlich beizulegen. Er wurde in Siam großartig empfangen und mit Ehren überhäuft. Seine Thätigkeit im Lande des weißen Elephanten war sehr ersprießlich. Er reformirte das ganze Staatswesen und verdoppelte die Staatseinnahmen. Nach Ablauf seines zweijährigen Kontraktes ließ er sich, trotz seiner vom Fieber geschwächten Gesundheit vom König verleiten, einen neuen Kontrakt auf die Dauer von sechs Jahren abzuschließen. Damit unterzeichnete er sein eigenes Todesurtheil. Er starb in Bangkok im Januar 1908 am Fieber.

An der oberen Mosel.

Sehr wahrscheinlich ist diese Ueberschrift für das, worüber im folgenden gesprochen werden soll, in geographischer Hinsicht anfechtbar, denn ich möchte dabei die Mosel nicht von der Quelle bis zur Mündung, sondern nur in ihrem schönsten und bekanntesten Theil, von Trier bis Koblenz, betrachten, von dem Theile, der in diesen Schieferfelsen die rassigen Rebengewächse in so erfreulicher Fülle hervorbringt im Gegensatz zu den minderwerthigen Erzeugnissen der Kalkgebirge jenents der Saarmündung, die so ganz den pikanten Charakter verlieren.

Wenn ich sagte, daß dieser eigentliche Unterlauf der Mosel ihr bekanntester Theil ist, so muß auch hierin noch eine Beschränkung gemacht werden. Allgemeiner bekannt ist eigentlich nur die Strecke von Koblenz bis hinter Cochern, weil hier die Eisenbahn der Mosel folgt. Wenn sie in dem Cochemer Tunnel — der mit 4.2 Kilometer Länge der größte in Deutschland ist — verschwindet und bald darauf den Fluß bis in die Nähe von Trier meidet, so ist sie die Veranlassung, daß der Durchschnittsreisende von der Mosel oberhalb Bullay oder Traben-Trarbach und Bernkastel, wohin die Staatsbahn noch Abzweiglinien entsendet, so gut wie nichts kennt. Von Bullay ab erschließt freilich eine private, richtige „Moselbahn" die Gegend des oberen Flußlaufes im Sinne der Ueberschrift, die seinen kapriziösen Krümmungen willig folgt und die Verbindung all dieser freundlichen weinfrohen Moselorte unterhält. Ihre Aussichtswagen bieten Annehmlichkeiten, die uns die Zeit nicht lang werdenlassen, wenn wir auch für die ganze 102 Kilometer lange Strecke von Bullay bis Trier 3½ oder 4 Stunden brauchen. Aber die ganze Strecke wird wohl nur das Zugpersonal zurücklegen. Der Reisende wird unterwegs hinausgelockt, und wo immer er den Zug verläßt, findet er einen Ort, der in irgend einer Weise das Interesse zu fesseln geeignet ist, sei es durch die Schönheit der Landschaft, sei es durch die Güte der Weine, meist aber ist beides vereinigt. Und so pflegt man auf dieser Bahn erst nach vielen Tagen nach Trier zu kommen.

Wer die Stadt Trier seit mehreren Jahren nicht mehr gesehen hat, wird überrascht sein über die Verjüngung, die die alte Augusta Trevirorum, die älteste Stadt Deutschlands, erfahren hat. Der Ruf ihrer Reinlichkeit und Modernität war noch vor zehn Jahren nicht besonders groß; heute ist das anders geworden. Die Straßen, an denen sich vielfach geschmackvolle neue Häuser erheben, sind asphaltiert, in den wohlgepflegten Anlagen laden saubere weiße Bänke zum Verweilen ein, die Straßenbahnverhältnisse sind von Grund aus reformiert worden. Die Linie von dem ehemaligen Vorort Zurlauben, wo das Geburtshaus des Komponisten des Rhein- und des Moselliedes, Georg Schmitt, eine Gedenktafel ziert, nach dem ebenfalls eingemeindeten Pallien geht über die neue Brücke, die vorn eine sonderbare Ausbauchung zeigt. Sie ist zur Aufnahme eines Denkmals für Wilhelm II. bestimmt, den allzu eifriger Byzantinismus schon zu Lebzeiten hier verewigt hätte, wenn der Kaiser nicht den guten Geschmack gehabt hätte, sich das zu verbitten. Und all die Verbesserungen der Stadtkultur sind, wie mir ein Straßenbahnschaffner stolz erzählte, ohne Steuererhöhung ermöglicht worden.

Nur eins fiel mir auf. Ich hatte die Absicht, von hier ein Stück des sog. Moselhöhenweges zu wandern. Aber weder fand ich, etwa an den Bahnhöfen, irgend eine orientierende Tafel über ihn, noch konnte mir irgend jemand darüber Bescheid geben. Nur auf dem Verkehrsbureau, wo die Dame für alle Anfragen trefflich gerüstet ist, wurde mir eine wenigstens vermuthende Auskunft, die sich dann auch als richtig erwies.

Ueber diesen Weg, der von Trier bis Koblenz reicht und nach dem Muster der Rheinhöhenwege möglichst über Berg und durch Wald führt, seien noch einige Bemerkungen gestattet. Er existiert schon seit mehreren Jahren, war aber bisher praktisch nicht benutzbar, weil er nur mit Schildchen bezeichnet war, deren rothes M meteorartig auftauchte, um dann ebenso räthselhaft wieder zu verschwinden. Das ist die ganz natürliche Folge der unpraktischen Bezeichnung durch Schildchen, die leicht abgelöst werden können, statt durch Farbzeichen. Der letzte Jahresbericht des Rheinischen Verkehrsvereins, der die Rheinhöhenwege unter seiner Obhut hat, sagt wörtlich: Die Bezeichnung der Höhenwege muß häufig durchgesehen und zum Theil erneuert werden, da alljährlich zahlreiche Schilder auf räthselhafte Weise verschwinden." So räthselhaft erscheint nun das Verschwinden gerade nicht, aber es ist doch damit der Beweis für die Unzulänglichkeit des Systems geliefert; denn der Wanderer, der vor der Revision die Wege begeht, läuft eben in der Irre. Während aber der Rheinische Verkehrsverein, wie auch der Eifelverein in Gegensatz zu allen anderen Gebirgsvereinen nach wie vor eine „räthselhafte" Scheu vor der Farbe hat, ist der Allgemeine Moselverein zu der Erkenntniß gekommen, daß er auf die angewandte Art das Ziel nicht erreicht, und hat deshalb einen Mann mit Pinsel und Farbtopf hinterher geschickt, der den Weg an Baum und Stein mit einem weißen Andreaskreuz versehen und damit erst gangbar gemacht hat.

Nun ist die Unwissenheit der Trierer in dieser Richtung freilich entschuldbar, denn der Moselhöhenweg ist bis Ruwer nicht besonders anziehend. Ueberhaupt ist er nur mit Auswahl zu genießen und zu oft folgt er breiten Wegen und Straßen. Sehr lohnend ist dagegen der mehrstündige Weg von Riol oder Mehring bis Trittenheim, der durch schöne Waldbestände und über genußreiche Aussichtspunkte führt. Eine Mosellandschaft aus Bergeshöhe bietet einen ganz Ugenen Reiz; das Bild ist nicht so großartig wie eine Rheinlandschaft, dafür gewährt das Thal, dessen Berge oft kulissenartig sich hintereinanderschieben, sodaß der Fluß in verschiedenen Theilen erscheint, einen ganz intimen, überaus lieblichen und idyllischen Anblick.

Verläßt man diesen bezeichneten Weg von Trittenheim, so kann man zu der vielbesuchten Ohrontalsperre kommen, die im vorigen Herbst eingeweiht worden ist. Das Werk ist zwar nur von kleinen Abmessungen; es enthält wenig mehr als eine halbe Million Kubikmeter Wasser, das in dem